

**Preisträgerinnenrede der Islamwissenschaftlerin  
Prof. Dr. Katajun Amirpur  
anlässlich der Verleihung  
des Reuchlin-Preises  
der Stadt Pforzheim am 15.10.2022**



Es ist mir eine solche Ehre in einer Reihe, auf einer Liste mit Preisträgerinnen wie Annemarie Schimmel und Rudolf Bultmann zu stehen, dass ich kaum zu denken wage, dass es tatsächlich passiert. Ich freue mich jedenfalls unglaublich über diesen so prestigeträchtigen, angesehenen Preis.

Eigentlich wollte ich heute mit Ihnen ausschließlich über pluralistische Religionstheologie sprechen. Das schien mir passend angesichts eines Namensgebers für diesen Preis, der in seinen Schriften dem Hassprediger das Prinzip von Respekt und Dialog entgegensetzt und den religiös anderen akzeptiert.

Reuchlin würdigt, wenn er sich gelegentlich zum Islam äußert, Vielfalt nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung. So stellt er in seinem Hauptwerk „Die Kunst der Kabbala“ aus dem Jahre 1517, einen der Gesprächspartner als „Mann der Vielfalt“, als einen „Verehrer der Araber“ und als einen Menschen dar, der mehrere kulturelle Herkünfte in sich vereint. Sein Marranus sagt: „Ich bin ja immer den Arabern mit größter Verehrung begegnet, Gazali, Farabi, Abukaten, Ali, Abumaron, Ibn Sina, den die Lateiner Avicenna, und Ibn Ruschd, den sie Averroes nennen, und all den anderen Peripatetikern ihrer Art. Dabei war es zu meiner Zeit noch nie jemandem versagt, sich in Konstantinopel jede Art von Philosophie fast aller einzelnen Sprachen und Schulen anzueignen, weil Dozenten der unterschiedlichsten Völker dort täglich öffentlich lehrten.“ (S. 41)

Und Johannes Reuchlin spricht die Gemeinsamkeiten im Glauben der Anhänger der abrahamischen Religionen an, wenn er seinen Philolaus sagen lässt: „Denn wer weiß nicht, dass die Hebräer, die Christen und die Agarener (d.h. Muslime) mit tiefster Überzeugung daran glauben,

dass man ein gemeißeltes Bild nicht anbeten dürfe?“ Womit er dann zu dem Ergebnis kommt: „Das Heil aller Menschen haben wir also allein durch das Erbarmen Gottes zu erwarten.“ (S. 151)

Diese Aussage vor allem hätte mich zu meinem eigentlich geplanten Hauptthema geleitet, nämlich den Ansätzen für eine pluralistische Theologie aus islamischer Perspektive; eine Theologie also, die auch Menschen eines anderen Glaubens, Heil und Erlösung verspricht. Denn wir finden zwar in der islamischen Theologie natürlich Ansätze für Exklusivismus. Die finden wir ja in allen Theologien; es gibt ja durchaus auch eine christliche Theologie, die sagt: der Weg zur Erlösung führt nur durch mich, also Jesus, allein. Ebenso finden wir im Islam die Haltung, dass natürlich nur Muslime in den Himmel kommen. Aber wir finden im Koran auch diesen Vers: Wir haben euch zu Völkern und Stämmen gemacht, auf dass ihr einander kennenlernt.

Einer, der diese Koranstelle so verstanden hat, als habe Gott die Pluralität schon angelegt, sie ist sein Werk und von ihm gewünscht, ist Rumi. Maulana Dschelaleddin, der im Jahre 1273 im türkischen Konya starb, gilt in Iran und ebenso in der Türkei als einer der allerwichtigsten Bezugspunkte und Autoritäten. Sein Hauptwerk, das Mathnavi, ist, so wird oft gesagt, der Koran in persischer Sprache. Das ist etwas ketzerisch ausgedrückt. Etwas weniger ketzerisch formuliert, ist das Mathnavi ein Korankommentar, ein mystischer. Man könnte so weit gehen zu behaupten, es sei für die Iraner, aber auch für viele Türken der wichtigste Korankommentar schlechthin.

Fakt ist: Es ist sicherlich das bekannteste Werk Rumis, was auch an den zahlreichen Vertonungen durch persische Musiker liegt. Mohammad Reza Shajarian, der bekannteste klassische Sänger Irans, vertonte überwiegend seine Texte.

Aus diesem Mathnavi möchte ich Ihnen eine Geschichte vortragen:

*Im finstern Hause war der Elefant,  
wo von den Indern ausgestellt er stand.  
Und viele Leute kamen, ihn zu sehen –  
sie alle mussten in das Dunkel gehen.  
Da sie ihn in der Dunkelheit nicht sahen,  
berührten sie ihn nur mit ihren Händen.  
Der, dessen Hand an seinen Rüssel rührte,  
sprach: «Wie eine Regenrinne ist er wohl!»  
Der, dessen Hand an seine Ohren traf,  
rief: «Wie ein Fächer sieht das Wesen aus!»  
Der, dessen Hand berührte nur sein Bein,  
sprach: «Wie ein Pfeiler wird das Tier wohl sein.»  
Der, dessen Hand den Rücken rührte schon,  
sprach: «Sicherlich, er ist gleichwie ein Thron.»  
So kam ein jeder nur zu einem Teil  
und er verstand nur dies, und nicht das Ganze...*

Der eine hielt den Elefanten also für eine Regenrinne, der andere für eine Säule, der dritte für einen Thron. So unterschiedlich ist die Erkenntnis des einen selben Dings. Unsere Kenntnis der Wahrheit – symbolisiert durch den Elefanten – ist bruchstückhaft. Wir alle halten einen Teil der Wahrheit in unserer Hand und niemand hat sie ganz. Zu sehen, dass unser Wissen so defizitär ist, sollte uns demütiger machen. Und Toleranz, Offenheit für Pluralität und Dialog sind nichts anderes als die Früchte des Baums der Demut - Demut also: Das ist die wichtigste Lehre, die man aus dem Gedicht ziehen sollte. Und ich würde tippen: Das wäre im Sinne Reuchlins.

Dieses Gleichnis lässt sich – so habe ich es immer meinen Studentinnen nahe gelegt - besonders gut im Schulunterricht einsetzen. Ich habe bis 2018 in Hamburg an der Universität, an der Akademie für Weltreligionen gelehrt, wo wir Studierende ausgebildet haben als Lehrende im sogenannten Religionsunterricht für alle. Das ist das spezifische Hamburger Modell eines Religionsunterrichts, das ich wirklich für eine gute Idee halte. Es sieht vor, dass Kinder aller Religionen in einem Unterricht, in einem Raum zusammensitzen und von Lehrerenden aller Religionen in allen Religionen unterrichtet werden. Das ist keine Idee, die erst vor kurzem entstanden wäre, sondern wird tatsächlich schon seit vielen Jahrzehnten in Hamburg praktiziert. Mit dem Ergebnis übrigens, dass deutlich weniger Kinder Reli abwählen als in anderen Bundesländern. In Hamburg bleiben die Kinder viel eher dabei, weil es eben deutlich interessanter ist, sich mit Angehörigen anderer Religionen über deren Religionen auszutauschen als nur mit den Angehörigen der eigenen Religion über die eigene. Mir scheint das jedenfalls der beste Weg zu sein, den Hasspredigern zu begegnen, wie Johannes Reuchlin sie benennt, die auf die Idee kommen, die Bücher der anderen zu verbrennen.

Denn ich glaube, wir sind heute alle so religiös divers geprägte Menschen wie Johannes Reuchlin seinen Marranus in „Die Kunst der Kabbala“ beschreibt und somit ist auch die intensive Beschäftigung mit den Bekenntnissen des - wie man ihn und sie so schön nennt - religious other, dem religiös anderen, vonnöten. Es ist geboten - gerade auch in einer so religiös diversen Stadt wie Pforzheim zu wissen, was der andere glaubt. Dann kann man mit ihm in einen Dialog treten.

Und ich will Sie natürlich nicht überreden, den Religionsunterricht für alle, den Rufa, einzuführen. Aber ich muss schon sagen, dass mich die Idee immer begeistert hat. Einfach weil es toll ist zu sehen wie Kinder

dann miteinander umgehen. Und wie sie Probleme ganz einfach lösen, die die Theologie vor eine immense Argumentationsakrobatik stellen.

Lassen Sie mich Ihnen eine Situation schildern. Denn wir haben diesen Religionsunterricht für alle, den Rufa, natürlich auch durch empirische Forschung begleitet. Eine meiner Kolleginnen hat zum Beispiel eine Klasse aufgesucht und die dort teilnehmenden befragt. So fragte sie zum Beispiel den Mohammed: du lernst doch in der Moschee, dass nur Muslime in den Himmel kommen, oder?

Mohammed: Ja, klar. Ist so.

Dörthe: Aber was ist dann mit Deinem buddy Christian?

Mohammed: Oh, na den ziehe ich dann noch schnell mit rein.

Sehen Sie, das meine ich. So lösen Kinder in der Praxis Probleme, an denen Theologen schier verzweifeln. Kinder können Dialog.

Automatisch. Quasi angeboren.

Und so ebnet die Realität der Theologie den Weg. Apropos Realität.

Damit komme ich dann zu dem Thema, das meine Rede über religionstheologischen Pluralismus verkürzt, weil man es natürlich in diesen Tagen als Iranistin nicht aussparen kann. Das Thema der Stunde ist für viele, nicht nur für mich: Iran.

Viele fragen sich, was dort gerade passiert. Wir sind Zeuge wovon?

Einer Revolution? Einem Aufstand? Hat der schon das Stadium der Revolution erreicht? Was für ein Aufstand, eine Revolution ist das? Ob es eine feministische ist, bin ich in diesen Tagen von allen möglichen Medien oft gefragt worden. Ob es eine anti-islamische ist.

Ich würde sagen: Was wir beobachten, hat inzwischen tatsächlich das Stadium der Revolution erreicht. Was nicht bedeutet, dass dieser

Prozess nicht gestoppt werden kann: Wenn die Sicherheitskräfte noch stärker gegen die Protestierenden vorgehen, als sie es ohnehin schon tun. Doch ich möchte mit ihnen nicht über die Chancen des Erfolgs dieser Bewegung reden. Das kann im Moment niemand abschätzen. Ich möchte mit Ihnen darüber reden, was wir da, also in Iran, sehen. Und mit Ihnen meine Verwunderung darüber teilen, was wir hier, also in Deutschland, nicht sehen. Was wir in Iran sehen ist feministisch. Und es ist nicht grundsätzlich anti-islamisch. Aber es ist post-islamistisch.

Um das zu erklären:

Der Aufstand in Iran ist feministisch. Denn schließlich geht es ja beim Feminismus nicht darum, Frauen statt Männer an die Macht zu bringen. Es geht um Selbstbestimmung für alle. Und im Kopftuchzwang sehen die heute Demonstrierenden symbolisch die staatliche Verweigerung, ihnen Selbstbestimmung zuzugestehen. Diese Selbstbestimmung bezieht sich aber auf viel mehr als – in Führungszeichen – nur auf das Recht, sich zu kleiden, wie man möchte: es geht für die fünfzig Prozent der Iraner, deren Muttersprache nicht Persisch ist, darum, ihre Muttersprache in der Schule lernen zu dürfen, es geht für Lesben und Schwule darum, ihre sexuelle Orientierung frei wählen zu können; es geht für die Bahais darum, ihre Religion überhaupt ausüben zu können, es geht für die Juden und Christen darum, als Angehörige einer religiösen Minderheit, vollkommen gleichberechtigt zu sein - und so weiter und so fort. In seinem Song, der zur Hymne des Aufstands geworden ist, Baraye = dafür oder wegen, hat der Sänger Shervin eine Reihe von Twitternachrichten zusammengefasst, in denen die Protestierenden ihre Gründe nennen, warum sie auf die Straße gehen: Für das Tanzen auf der Straße; für das Mädchen, das sich wünscht, ein Junge zu sein; für die Freiheit, die Freiheit.

Das Kopftuch steht dabei symbolhaft für all dies und deshalb reißen sich jetzt die jungen Mädchen ihre Kopftücher vom Kopf. Ironischerweise ist das Kopftuch schon einmal das Symbol schlechthin für einen Systemwechsel gewesen, nämlich für den, der 1978/79 in Iran stattfand. Und das könnte es auch jetzt wieder sein.

Das Kopftuch ist ganz eng verwoben mit der Geschichte der Emanzipation in Iran, im Sinne einer Befreiung von Bevormundung – und zwar nicht erst seit 1978, dem Jahr der letzten iranischen Revolution im 20. Jahrhundert: Denn 1936 verbot Reza Schah das Kopftuch. Reza Schah wollte sein Land mit allen Mitteln modernisieren. Auch äußerlich. Deshalb wurde den Frauen untersagt, ein Kopftuch zu tragen. Die Staatsmacht riss es ihnen auf der Straße vom Kopf.

Mohammad Reza, der seinem Vater auf den Thron folgte, war zunächst ein eher schwacher, daher nachgiebiger Herrscher. Unter seinem Regime wurde das Kopftuchverbot weniger streng durchgesetzt. In der Schule und auf der Straße stand es Mädchen und Frauen frei, ein Kopftuch zu tragen. Der Karriere allerdings war ein Kopftuch immer noch abträglich. Eine Angestellte im Ministerium oder in der Bank musste sich entscheiden zwischen Job und Kopftuch.

Mohammad Reza setzte die Verwestlichungspolitik seines Vaters fort, die wieder einmal vor allem äußerlich war, sich gerade an den Frauen in Miniröcken und Stöckelschuhen zeigte, die nun in Teherans Straßen zu sehen waren. Dieses neue Erscheinungsbild der Frau, aber ebenso die Tatsache, dass sie nun in der Gesellschaft weit präsenter war, stieß in Teilen der konservativ orientierten Bevölkerung auf Widerstand. In einer beeindruckenden Studie hat Martin Riesebrodt gezeigt, dass diese Veränderung der Frauenrolle nicht einer von vielen Punkten auf der Agenda der Islamisten war, sondern tatsächlich ihr zentrales Anliegen.



Die Veränderung betraf aber nicht nur das Aussehen der Frau, sondern auch ihren rechtlichen Status. Khomeynis Kritik am Schah machte sich in den sechziger Jahren auch am neuen Familienrecht fest, das den Frauen mehr rechtliche Gleichstellung bringen sollte. Doch obschon der Schah durchaus einige Rechte einführte, die den Status der Frau verbesserten, ihnen auch das Wahlrecht gab, blieb er auch für sie ein Diktator. Um ihre anti-Schah Haltung nach außen hin zu zeigen, zogen viele Frauen 1978 ein Kopftuch an, als sie gegen die politische Unterdrückung demonstrierten. Das Kopftuch war damals das Symbol gegen den Schah schlechthin. Insgesamt spielten Frauen somit eine entscheidende Rolle beim Sturz des Schah-Regimes. Die Frauenrechtlerin Parvaneh Eskandari, die 1998 von Schergen des islamistischen Regimes ermordet wurde, sagte einmal diese Sätze, die verwundern mögen angesichts der rechtlichen Situation von Frauen unter dem jetzigen Regime: „Die Frauen haben die gleiche Rolle gespielt wie die Männer. Aber man darf nicht vergessen, dass die Frauen in der Schahzeit größere Einschränkungen hatten. In der Religion sahen sie einen Weg, ihre Einschränkungen zu überwinden“.

Revolutionsführer Khomeini hatte Freiheit in allen Bereichen versprochen, doch was folgte, war eine Wiederholung der Geschichte. Unter umgekehrten Vorzeichen allerdings. Das Kopftuch wurde Pflicht. Drei Herrscher, eine Maxime: wir schreiben den Frauen vor, wie sie sich kleiden müssen, verwehren ihnen Selbstbestimmung. Doch anhand des Kopftuches lässt sich nicht nur iranische Geschichte schreiben. Es ist auch das Symbol schlechthin für dieses System. Es gibt wohl nur drei ideologische Pfeiler, die Iran zur Islamischen Republik machen. Zwei von ihnen, die iranische Staatsdoktrin und der Anti-Amerikanismus, wurden seit der zweiten Hälfte der neunziger Jahre immer stärker hinterfragt.

Und dann gibt es da noch das Kopftuch. Nicht zu Unrecht assoziiert der Westen mit Iran immer zuerst das Kopftuch.

Aber deshalb werden die Islamisten auch so lange wie irgend möglich an dem Stückchen Stoff festhalten. Die Frauenrechtlerin Mehrangiz Kar nannte einmal eine naheliegende Begründung dafür, als sie sagte, dass islamische Herrschaftssysteme mit der Unterdrückung der Frau begännen: „Sie wählen damit die schwächsten Opfer um eine Atmosphäre der Furcht zu schaffen. Wenn Angst herrscht, dann fürchten sich alle und die Herrschenden können ihre Macht stabilisieren. Es ist doch nicht vorstellbar, dass die Hälfte der Menschen in Angst lebt und zugleich die Bevölkerung als Ganzes sich selbstbewusst mit den politischen Problemen auseinandersetzt.“

Diese Angst ist inzwischen bei vielen weg. Diese ganz junge Generation hat es so satt, gegängelt, gemäßregelt, kontrolliert zu werden, dass sie jetzt hingehht und zurückschlägt, wenn die Schergen des Regimes auf sie einprügeln. Das sieht man derzeit auf vielen Videos, die über social media verbreitet werden und es ist neu. Es ist ein bisher so nicht gesehener Mut und Zusammenhalt, der sich in diesem Kampf für Selbstbestimmung zeigt. Deshalb ist das, was wir jetzt sehen feministisch.

Und es ist nicht grundsätzlich anti-islamisch. Aber es ist anti-islamisch in dem Sinne, als es das islamistische System Irans zurückweist, also den Islam, den sich die iranischen Machthaber zusammengebastelt haben, um das iranische Volk zu drangsalieren. Diese nennen das, was sie dort praktizieren, den „reinen mohammedanischen Islam“. Wenn sie das tun, ist es ja nicht verwunderlich, dass Proteste, die sich dagegen richten, in diesem Sinne natürlich anti sind, auch anti-islamisch dann. Aber sie sind es nicht in einem grundsätzlichen Sinne.

Was wir hier vielmehr sehen, ist eine post-islamistische Bewegung. Schon lange ist die heutige iranische Gesellschaft post-islamistisch. Eben weil in Iran das erste islamistische Experiment in der Region praktiziert worden ist. Die zentrale Aussage aller Islamisten weltweit ist: Al-Islam huwa al-hall. Der Islam ist die Lösung. Islamismus meint in diesem Sinne die Ideologisierung des Islams, die Ineinssetzung von Staat und Islam. Iraner gehen heute auf die Straße, um dem eine Absage zu erteilen. Nach über vierzig Jahren real erlebtem Islamismus sagen sie heute: der Islam ist nicht die Lösung, er ist Teil des Problems. Das meine ich mit Post-Islamismus.

Und damit komme ich zu Deutschland. Und dem, was man hier nicht sieht. Man sieht nicht viel an Solidarität. In den sozialen Medien häufen sich inzwischen die tweets von Iranern, die fragen: Warum ist das so, dass: Black lives matter. Aber unsere nicht? Warum geht man nicht für uns auf die Straße?

Ich habe eine Vermutung, warum das so ist. Es ist das Kopftuch. Man hat einer deutschen Mehrheitsgesellschaft so lange, so eindringlich eingetrichtert, dass es islamophob sei, gegen das Kopftuch zu sein, dass man jetzt auf einmal völlig verloren dasteht. Man ist completely lost – wie es die iranisch-amerikanische Frauenrechtlerin Masih Alinejad gerade gegenüber dem Spiegel richtig formuliert hat.

Dabei ist es eigentlich ganz einfach: Deshalb habe ich eben in epischer Breite über die Bedeutung des Kopftuchs IM IRANISCHEN KONTEXT gesprochen. Die Betonung liegt auf: im iranischen Kontext. Man muss sich eben anschauen, genau hinsehen, was das Kopftuch IM IRANISCHEN KONTEXT bedeutet. Dann kann man sich auch neben eine Frau stellen – symbolisch - , die das Kopftuch verbrennt. Damit ist man dann nicht islamophob, sondern tritt ein für das Recht auf Selbstbestimmung. Deshalb stellt sich auch jemand wie die eben

erwähnte Faezeh Hashemi jetzt an die Seite der Protestierenden. Bei ihr, die ich vor vielen Jahren einmal getroffen habe, bin ich mir nämlich sehr sicher, dass sie das Kopftuch auch tragen würde, wenn keine Islamische Republik sie dazu zwänge. Warum also denken Sie, geht sie auf die Straße jetzt?

Also: Über das Kopftuch IN UNSEREM KONTEXT ist damit überhaupt nichts ausgesagt, nichts postuliert, wenn man sich mit den Iranerinnen solidarisiert, die ihr Kopftuch verbrennen, sich vom Kopf reißen. Das Kopftuch HIER ist eine vollkommen andere Diskussion. Die können wir gerne führen. Aber sie hat tatsächlich wenig mit der iranischen Situation zu tun. Außer dass ich mir wünschen würde, dass auch deutsche Kopftuchträgerinnen sich stärker mit den iranischen Frauen, die sich ihr Kopftuch vom Kopfe reißen, solidarisieren.

Denn nur wer für dieses Recht auf Selbstbestimmung eintritt, kann guten Gewissens und auch zu Recht fordern, dass man hier SELBSTBESTIMMT ein Kopftuch tragen darf. Die Betonung liegt auf SELBSTBESTIMMT – was bei Grundschülerinnen mit Sicherheit nicht der Fall ist. Aber ich will an dieser Stelle nicht noch ein weiteres Fass aufmachen. Und schließe deshalb an dieser Stelle. Und danke Ihnen sehr für Ihre Aufmerksamkeit. Und für diesen tollen Preis.

- Prof. Dr. Katajun Amirpur -